



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich von Gentz. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ein dringendes Bedürfnis ist. Unterbliebe diese von der tschechischen Majorität im Prager Parlament bisher immer zurückgewiesene Maßregel noch lange, so würde bei politischen Prozessen, die gegen Deutsche zu verhandeln sind, das sonst ausnahmsweise angewendete Mittel der Delegation eines andern Schwurgerichts zur Regel werden müssen.

„Summa Summarum, meine Herren — sagte Hallwich seinen Kollegen im Abgeordnetenhanse des Reichsrats —, nicht mehr Richter, nicht mehr Gerichtsdienner, nicht mehr Gerichtsbeisitzer, nicht mehr Geschworne soll der Deutsche in Böhmen werden. Welche Rolle gebührt ihm noch vor Gericht? Ihm bleibt nur noch die Rolle des Delinquenten!“

Mein nächster Brief wird zeigen, wie man in Böhmen mit andern Mitteln, namentlich mit der Gründung tschechischer Schulen, welche die deutschen Gemeinden dann zu erhalten gezwungen werden, das Werk der Tschechisirung Deutschböhmens betreibt.



Friedrich von Gentz.

1.



ie Biographie Friedrichs von Gentz ist noch nicht geschrieben. Das wohlgemeinte Buch von Schmidt-Weißenfels ist heute ganz veraltet und höchstens wegen eines Jugendbildes von Gentz, das sich im ersten Bande findet, noch nachzuschlagen. Bleibenden Wert hat die Charakteristik, die R. Haym in der Encyclopädie von Ersch und Gruber veröffentlicht hat, für die Erkenntnis der ersten Periode seines vielbewegten Lebens, für die spätern lag damals noch zu wenig Material vor. Die letzten zwei Jahrzehnte haben dieses Material ungemein vermehrt. Zu den Briefen von und an Gentz, welche früher von Barnhagen, Dorow, Schlesier, Weit und Schönborn herausgegeben worden waren, fügte der leider so früh verstorbene Historiker Mendelssohn-Bartholdy die Ausgabe seines Briefwechsels mit Pilat, dem offiziellen Journalisten Metternichs, der 1865 zu Wien starb, dann der ältere Graf Prokeš-Osten zwei Bände von Denkschriften und Briefen an verschiedene Persönlichkeiten; von Klinkowström brachte 1870 aus der alten Registratur der Wiener Staatskanzlei einiges neue hinzu, Fournier beleuchtete in seiner Schrift „Gentz und Cobenzl“ auf Grund noch unbekannter Akten und Briefe die Verhältnisse, welche den Berliner Kriegsrat in österreichische Dienste führten, und seine Thätigkeit in Wien bis zum Frieden von Preßburg, indem er zugleich im Anhang eine wertvolle Arbeit der Gentz'schen Feder, die Denk-

Grenzboten II. 1837.

schrift, die er im Jahre 1804 an den Erzherzog Johann richtete und von der bis dahin nur ein Bruchstück bekannt war, vollständig mittheilte. Den Briefwechsel zwischen Geng und dem ältern Prokesch veröffentlichte im Jahre 1881 des letztern Sohn, der kurz zuvor schon eine große Zahl von Depeschen, welche Geng 1813—1828 an den Hospodar der Walachei gerichtet hatte, herausgegeben hatte. Gegenwärtig endlich liegt wieder ein stattlicher Band aus dem Nachlaß des Fürsten Metternich vor, der fast durchaus Schreiben von Geng — an den Fürsten Staatskanzler sowohl als an Karadja — enthält; sie stammen aus den Jahren 1813—1815 und werfen auf die Haltung von Geng während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses vielfach neues Licht.*) Der Gewinn, den die politische Geschichte aus diesen Blättern wird ziehen können, dürfte nach unsrer Meinung nach nicht so groß sein wie der, welcher dem zukünftigen Biograph des vielgenannten Mannes einst daraus erwachsen wird.

Bergegenwärtigen wir uns in flüchtigen Zügen seinen innern und äußern Entwicklungsgang, so weit er uns heute bekannt ist. 1764 zu Breslau geboren, wuchs er in behaglichen Verhältnissen auf: sein Vater war Beamter und wurde bald nach Berlin versetzt, wo er die Stelle eines Münzdirektors bekleidete. Die Mutter war eine Ancillon. Friedrich, der gleichfalls für den Staatsdienst bestimmt wurde, bezog zuerst die Universität Frankfurt a. d. O., dann die von Königsberg, wohin Kants Ruf lockte. Es wird überliefert, daß er ein eifriger Schüler des großen Philosophen gewesen sei; die Schriften Kants haben ihn noch dreißig Jahre später vielfach beschäftigt, ja zu gegnerischen Ausführungen angeregt, und Briefe, die aus der Königsberger Zeit stammen, enthalten oft genug Nachklänge Kantischer Vorlesungen über Moral. Häufiger aber noch den Nachhall der Wertherstimmung. Sie sind an eine junge Frau gerichtet, die unglücklich liebt und die ihm das Geheimnis ihrer Liebe vertraut hat, weil auch er liebt, und, wie er sich wenigstens einbildete, nicht weniger unglücklich. 1785 nach Berlin zurückgekehrt, um in das Bureau der Seehandlung zu treten, bleibt er mit Elisabeth — so hieß die Freundin — in Königsberg in Briefwechsel, schwelgt in Erinnerungen und zarten „Sentiments.“ Da gedenkt er des herrlichen Abends im Freien, wo er ihr die „göttliche, göttliche Stelle“ (aus Klopstock) vorsagte:

Dort schuf sie (die Gestirne) der Herr; hier dem Staube näher den Mond,
Der, Genosß schweigender, kühlender Nacht,
Die Erdulder des Strahls heitert . . .
Erde, du Grab, das stets auf uns harret,
Gott hat mit Blumen dich besreut.

*) Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1813—1815 nach Aufzeichnungen von Friedrich von Geng nebst einem Anhang: Briefwechsel zwischen dem Fürsten Schwarzenberg und Metternich. Herausgegeben von Richard Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons Freiherrn von Klinkowström. Mit einem Stahlstichporträt Friedrichs von Geng und einem Facsimile-Briefe des Feldmarschalls Blücher. Wien, C. Gerolds Sohn, 1887.

Ein andermal zitiert er ein Gedicht Gotters, das ihn entzückt, einen Ausspruch Youngs oder das Wort des Carlos: „Verjage mich von dieser Stelle nicht.“ Köstlich ist die altkluge Weisheit, mit der der Zwanzigjährige der schönen Freundin rät, ihrer Leidenschaft zu entsagen: in ihren Kindern — meint er — werde sie Ersatz für alle verlorenen Lebensfreuden hoffen. „Und habe ich Unrecht, süße, empfindungsvolle Mutter?“ Sie soll sich den Geliebten zum Freunde machen. Er empfiehlt ihr, die Héloïse in einer erträglichen Übersetzung zu lesen, aber — „rauschende Vergnügungen der Welt rate ich Ihnen sparsam, sehr sparsam zu genießen. Sie sind verderblich für Sie!“ Als dann sein eignes Verhältnis, das er zu Königsberg angeknüpft hatte und noch in Berlin durch eine Heirat zu enden dachte, sich — nicht durch seine Schuld — löste, sucht er bei Elisabeth Trost in seinem überschwänglichen Schmerz. „Setzt aber, jetzt mehr als jemals, jetzt, da die glänzendste meiner Hoffnungen vorübergerauscht ist, wie eine Welle vor dem Nordwinde, da ich mich getäuscht, gekränkt, verwundet in den empfindlichsten Stellen meiner Seele finde, da mit dem Vertrauen auf das Mädchen, dem ich so viel, so viel vertraute, zugleich so manche meiner angenehmsten Verbindungen zu Grunde gehen und mein Glaube an Treue und Moralität und Menschengüte einen Stoß leidet, wodurch er fast gänzlich scheitern möchte, jetzt sind sie meine einzige Freundin.“

Der Briefwechsel mit Elisabeth — sie heiratete später in zweiter Ehe den preußischen Major und Dichter Stägemann — führt uns bis ins Jahr 1788. Über die äußern Lebensverhältnisse von Geng liefert er wenig Nachrichten. Mit seiner amtlichen Stellung scheint er nicht unzufrieden; mit dem Zuschuß, den ihm der Vater gewähre, stehe er sich auf achthundert Thaler Jahreseinkommen — schreibt er 1784 —, er habe auch sehr gute Ausichten, in einem halben Jahre könne er Kriegsrat sein. Dagegen hat ihm die Berliner Gesellschaft — wenn wir seinen Briefen trauen dürfen — zuerst keineswegs angesprochen. Die Stadt sei „unglaublich tot“ für ihn — heißt es einmal —, kaum daß die Mutter und ein Freund die ärgste Leere ausfüllen. Es ist alles öde! Am Sylvesterabend 1785 klagt er, daß die Welt Freundschaft und Liebe nicht mehr kenne, nur Bälle und Vergnügungen. Er sehnt sich nach „einem kleinen, kleinen Zirkel, von echter Freundschaft belebt, von wo aus sich das Weltgetriebe so ausnahme wie die herbstliche Landschaft von der warmen guten Stube.“ Es wäre ungerecht, diesen empfindsamen Ergüssen alle Aufrichtigkeit absprechen zu wollen. Aber gewiß liegt auch sehr viel herkömmliche Redensart darin; der gefittete Jüngling von 1785 mußte, fern von der Geliebten und der Freundin, tief unglücklich sein, durfte an dem weltlichen Treiben rings um ihn keinen andern Anteil nehmen als den des trübsinnigen Weisen. Daß Geng übrigens in dem damals sehr lustigen Berlin zuweilen doch seines Schmerzes und seiner Lebensweisheit vergaß, gesteht er selbst einmal. „O meine Freundin — ruft er aus —, glauben Sie nicht, daß ich allen den weisen Maximen,

die ich Ihnen vorpredige, und das weiß Gott mit innerem Gefühl ihrer Wahrheit vorpredige, immer so getreu bin, als ich es Ihnen wünsche. Tugendhaft, weise, streng sogar in der Stunde der Betrachtung, schwach, thöricht, leichtsinnig in dem Rausche des Lebens, überspringe ich oft genug die Linie, die ich doch so gut kenne, die furchtbare feine Linie, die das Gute vom Bösen trennt."

Die Stelle bei der Seehandlung vertauschte Gentz 1786 mit dem Referendaramt im Generaldirektorium; es war dies eine Zentralstelle für politische Verwaltung, in der man das „Provinzial“ mit dem „Real“-System zu vereinigen suchte, deren Wirksamkeit aber durch die zahlreichen Immediatbehörden, welche von dem Generaldirektorium vollständig unabhängig waren: von dem Zoll- und Acciseamt, dem Departement für Münzwesen, der Bank und Seehandlung, dem Ministerium für Schlesien, vielfach durchkreuzt wurde. Jedemfalls bot sich hier dem angehenden Beamten Gelegenheit, mannichfache Zweige der Staatsverwaltung, namentlich das Finanzwesen, gründlich kennen zu lernen. Wir hören, daß Gentz zuerst in der Abteilung des Grafen Boß, welcher sich vorzüglich mit den die Mark, Pommern und Südpreußen betreffenden Dingen zu beschäftigen hatte, arbeitete und dessen Vertrauen genoß. Doch ist über die Art seiner Thätigkeit, den Gang seiner praktisch-politischen Ausbildung sowohl wie seiner theoretischen Studien in jenen Jahren nichts bekannt. Erst die Briefe an Garve, den er auf einer mit den Eltern im September 1789 unternommenen Reise nach Breslau kennen lernte, verraten einiges: wir erfahren da nur, daß er sich immer noch mit sittlichen Problemen beschäftigt und daß er keineswegs mit sich zufrieden ist. „Ich bin einsamer und verwaister, als Sie glauben mögen — schreibt er am 6. Oktober 1789 —, für mich ist es ein trauriges Bedürfnis der Schwachheit, mit vortrefflichen Menschen umzugehen. Ich bin jung und habe viele Fehler.“ Aus Garves Umgang, versichert er, sei ihm die tröstliche Gewißheit geflossen, daß die ehrwürdigen und herrlichen Grundsätze der Moral nicht bloß kalt bewundert, sondern auch ausgeführt werden könnten, und daß man mit dem größten und hellsten Kopfe der Tugend und der Pflicht ebenso streng und gewissenhaft anhängen könne, als man ihr zuweilen aus frommer Eingeschränktheit und abergläubischer Schwärmerci anhänge. Die Leute aber, mit denen er verkehre, seien in der Theorie größtenteils sehr schwach, und die schlechten Gründe schadeten bei ihm der guten Sache so, daß er die Lust verliere, noch auf gute zu hören. Neben der Moral ist es aber jetzt auch die Politik, die ihn beschäftigt. Die französische Revolution wird von ihm ganz unter dem kantischen Gesichtspunkte einer Verwirklichung des Naturrechts aufgefaßt und als solche begeistert gepriesen; noch im Dezember 1790 findet er, daß die „Nationalversammlung immer noch zweckmäßig und weise handle, daß die Unruhen und Exzesse lange nicht so groß sind, als die Feinde sie schildern, und daß, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten, wahrscheinlich ein glückliches Ende das größte Werk, das die Geschichte aufweisen kann, krönen wird.“

Gentz war also damals noch in den Irrtümern befangen, in welchen fast das ganze literarisch gebildete Deutschland lebte. Ebenso dachte sein Vetter Ancillon, der in Paris gewesen war und zahlreiche verbotene Flugchriften von dorthier mit nach Berlin gebracht hatte, ebenso Wilhelm von Humboldt, der Gentz so bezauberte, daß er an Garve schrieb: in ihm bete er die Menschheit an, ebenso auch der Kreis, der sich um Henriette Herz zusammenfand und in den Gentz damals bereits eingeführt war. Als daher gegen Ende des Jahres 1790 in der „Deutschen Monatschrift“ über die Erklärung der Menschenrechte in einem „gleichgiltig zweifelnden Tone“ geschrieben wurde, faßte Gentz voll Entrüstung den Plan einer „Deduktion des Naturrechts nach strikten und unleugbaren Prinzipien.“ Wirklich führte er ihn auch aus, doch wagte er nicht, in die Öffentlichkeit damit zu treten, bis Ancillon ihn doch dazu bewog. So erschien denn im März 1791 — ebenfalls in der Monatschrift, da sie ihre Objektivität an den Tag legen wollte — sein erster Aufsatz „Über den Ursprung und die obersten Prinzipien des Rechtes.“ Er betrachtet darin das Werk der Nationalversammlung als einen großartigen Versuch, „die alten Grundsteine, die das ehrwürdige Gebäude freier Menschenverbindung tragen müssen, aus allen den Steinmassen, die Sorglosigkeit und der Luxus so vieler Jahrhunderte darüber türmten, aus so manchen Ruinen, die Barbarei oder Tyrannenmacht darauf wälzte, hervorzugraben.“

Etwa ein halbes Jahr später dürfte es gewesen sein, daß Gentz an die Übersetzung von Edmund Burkes Betrachtungen über die französische Revolution ging; sie erschien in zwei Bänden im Jahre 1792. Schon dieses Unternehmen allein würde beweisen, daß sich in seinen Ansichten über jene Staatsumwälzung eine große Wandlung vollzogen hatte, wenn uns dies auch die Noten dazu und die der Burkeschen Schrift angehängten eignen Aufsätze — über politische Freiheit, über Moralität der Staatsrevolutionen, über die Deklaration der Rechte u. a. — nicht ausdrücklich bezeugten. Wodurch diese Wandlung bewirkt worden ist, sagt er selber nicht. Ein Brief aber, den er 1792 — nach langem Stillschweigen, wie es scheint — an die Königsberger Freundin richtete, läßt uns annehmen, daß er diese Wendung als einen großen Fortschritt ansah und ihm große Bedeutung für seine weitere Entwicklung beilegte. Allen Gerüchten zum Trost, heißt es darin, sei er ihrer Freundschaft immer noch wert. Er richte sich mit unbarmherziger Strenge, doch könne er sagen, daß er „mit un-
aufgehaltenem Schritt zur Vollkommenheit gegangen“ sei, sein Wachstum sei ununterbrochen gewesen, durch mißliche Lagen, Fehltritte und das Elend ihrer Folgen hindurch. „Das war es gerade, was mich bilden mußte.“ „Die Glückseligkeit — fährt er dann fort — ist ein süßer, aber ein unnützer Traum und daher ein fliehender Schatten, wenn die Brust nicht gestählt, der Gesichtskreis der Beurteilung nicht erweitert, die Kraft, die da fühlt und wieder zurückwirkt, nicht gesichert, der Einfluß des äußern Wesen nicht, ohne Verlust für die

Empfänglichkeit der Seele, in seine gerechten Schranken gewiesen ist. . . Das ist das Ideal, das ich mir vorgeetzt hatte, das ich mit unverwandtem Auge verfolgt habe, mit ungleichem, aber nie zurückweichendem Schritt bin ich auf der Bahn gewandelt, an deren Ziel diese Leuchte der Vortrefflichkeit, dieses eine, was not ist, stand, habe ich oft unter dem Beifall der Menschen gezittert, ob ich auch fortschritte, oft von ihrem Tadel wie in einen dicken Nebel eingehüllt, meinen herrlichsten Progressen selbstlohnenden stillen und sichern Preis zugeflüstert.“

Eine sehr ansprechende Erläuterung zu diesem merkwürdigen Briefe giebt uns Haym. „Er durchschaute die Unhaltbarkeit der neuen politischen Bildungen und den notwendigen Ausgang der so geräuschvoll verkündeten Welteroberung. Eine innere Umwandlung begleitete den Wechsel seiner Ansichten über die Revolution. Er fühlte, daß der sittliche Boden, auf welchem er sich bewegte, derselbe Boden einer überreizten und frivolen Kultur sei, aus welchem jene französischen Ereignisse hervorgewachsen waren. In seinen besten Stunden ward er inne, daß wahres Glück nicht im Sinnengenuß liege, daß die abstrakte Geistigkeit und Gefühlschwelgerei ohne den Wiederhalt des Charakters und ohne umsichtige Weltbeurteilung nur zum Verderben führen könne. Sein weiches, bestimmbares Wesen kostete zum erstenmale den Reiz eines ernstern sittlichen Wollens, eines Sinnes, der sich fest und unerschütterlich dem Strome der Welt und der Dinge entgegenwirft; er malte sich diese neue Lebensansicht als sein eignes Ideal aus.“

Auf keinen Fall ist jedoch der Wandel in seiner politischen Denkart ganz oder auch nur in erster Linie auf den Einfluß Burke zurückzuführen. Die „Betrachtungen“ waren schon im Herbst des Jahres 1790 erschienen, die französische Übersetzung von Dupont war ihr sehr bald gefolgt und erlebte binnen kurzem achtzehn Auflagen. Auch bedurfte es in Deutschland gar nicht erst des warnenden Rufes von England, um auch hier einen Rückschlag gegen die allgemeine Anerkennung der Revolution zu erzeugen. Es hat von allem Anfang an in Deutschland eine literarische Richtung gegeben, welche historisch-politische Bedenken gegen die Revolution erhob. Bis jetzt hat man dies freilich wenig beachtet. Sie knüpft zum Teil an Justus Möser, zum Teil an die Göttinger historische Schule an: Schlözer vertrat sie in dem „Staatsanzeiger,“ wo sich u. a. Auszüge aus dem antirevolutionären Journal politique Rivarols finden; Rehberg in der Jenaer Literaturzeitung (im Juli 1790, in Berichten über Schriften, die die Revolution betrafen*), endlich der hannöversische Legationssekretär G. Brandes in einem Buche, das erst 1790 bei Mauke in Jena erschien. Alle die Gründe, die Burke — und dann Gentz — gegen die Revolution vor-

*) Sie erschienen 1793 gesammelt unter dem Titel „Untersuchungen über die französische Revolution.“

brachten, waren da schon ins Treffen geführt worden. Aber auch in Frankreich selbst gab es eine stattliche Anzahl von literarischen Gegnern der Revolution in dem Sinne wie die Mehrheit der Nationalversammlung sie auffaßte. Von den zahlreichen Schriften derselben sind die hervorragendsten wenigstens auch nach Deutschland gelangt, und es ist nicht anzunehmen, daß Gentz keine derselben zu Gesichte bekommen habe. Die Notizen und der Anhang zu seiner Übersetzung Burkes zeigen uns überdies, daß er in der einschlägigen Literatur damals schon sehr bewandert war; er giebt u. a. Titel und Inhaltsangabe von 79 englischen Schriften über die Revolution, von denen 27 im Sinne Burkes, 49 in dem entgegengesetzten gehalten waren.

Man wird aber die Ursachen der Sinnesänderung von Gentz zunächst nicht im literarischen Antriebe zu suchen haben, sondern in der Entwicklung der französischen Verhältnisse. Schon die letzten Gesetze der Nationalversammlung mußten jedem Beobachter, der mit dem Getriebe einer Staatsverwaltung vertraut war, Mißtrauen erwecken, mußten ihn für die längst von französischer und deutscher Seite vorgebrachten Bedenken zugänglich machen. Wie dann aber die gesetzgebende Versammlung, anstatt die neue Ordnung der Dinge zu festigen und auf Unterdrückung der Anarchie bedacht zu sein, durch das Dekret über die eidweigernden Priester die Gewissen von Millionen beunruhigte und empörte, wie sie endlich mit dem Auslande Streit anfang, und die feindselige Richtung der Revolution einem scharf blickenden Auge nicht lange verborgen blieb, da kehrten sich viele in Unwillen von dem Götzen ab, dem sie so lange geopfert hatten. Aufmerksamere als zuvor schenkten sie den Worten der Gegner Gehör, und nun erst traf deren Wahrheit sie recht, der ruhige Verstand siegte über den Taumel. So mag es wohl auch Gentz ergangen sein. Aber freilich, dies im einzelnen nachzuweisen, bleibt die Aufgabe seines künftigen Biographen.

Der schriftstellerische Erfolg, den Gentz mit seiner Übersetzung erlangte, soll sehr groß gewesen sein; noch heute findet man das Buch fast in allen älteren Bibliotheken. Obgleich ihn die Amtsthätigkeit sehr in Anspruch nahm und er sich auch um diese Zeit durch seine Vermählung mit der Tochter des Baurates Gilly einen eignen Hausstand gründete, trat er doch während der nächsten Jahre ziemlich häufig publizistisch hervor. Zunächst übersetzte er Mallet Du Pan's Buch „Über die Revolution und die Ursachen ihrer Dauer,“ dann Mouniers „Untersuchungen über die Ursachen, welche die Franzosen gehindert haben, frei zu werden.“ Daß er Rivarols Schriften gekannt hätte, finden wir nicht. Ein Aufsatz Kants, der 1793 in der Berliner Monatschrift erschien — betitelt „Über das Verhältnis von Theorie und Praxis“ —, veranlaßte ihn zu einem „Nachtrag zu dem Raisonement des Herrn Professors Kant,“ in welchem er die Aufstellung des Philosophen, daß, was in der Theorie Geltung habe, auch in der Praxis gelten könne, mit dem Hinweis auf die französische Revolution bestritt. In der Staatspolitik, führt er aus, müsse

die Erfahrung, nicht die Philosophie die erste Grundlage abgeben. Gleichfalls aus dieser Zeit stammen die Abhandlungen: „Über den Unterschied der bürgerlichen und politischen Freiheit,“ „Über Freiheit als ein Recht,“ „Über die Grundprinzipien der jetzigen Verfassung nach Robespierres und St. Justes Darstellung“ u. a. So weit wir es übersehen können, ist er in allen diesen Schriften nirgends originell: er bringt die Gedanken vor, welche in Frankreich von Rivarol, Mallet Du Pan, Malonet, Bergasse, Mounier und Lally-Tolendal, in Deutschland namentlich von Schlözer, Rehberg und Brandes längst ausgesprochen worden waren. Von jener organischen Staatsauffassung, die später durch die rechtsgeschichtliche Schule der rationalistischen Politik des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber gestellt wurde, ist er noch ebenso weit entfernt, wie von den romantisch=reaktionären Phantasien eines De Maistre und Adam Müller. Überall zeigt er sich ganz als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, läßt die Voraussetzung der Aufklärungsphilosophie gelten und bekämpft nur die unsinnigen Forderungen, welche die Revolutionen daraus ableiteten. Daneben vergißt er nicht, die alten Regierungen zu warnen, ihren Völkern keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. „Alle Aufmerksamkeit und alle Warnungen der Menschenfreunde — schreibt er 1795 —, müssen jetzt dahin gerichtet sein, daß nicht eine unmäßige Last von oben her die Nationen zu einem so furchtbaren Ausbruch reize. Jedes absichtliche Bestreben der Regierungen, den großen Gang der Natur in der immer steigenden Verbesserung des menschlichen Geschlechtes und seines Bestandes zu hemmen, ist ein frevelhaftes und fruchtloses Bestreben.“ In dem Sendschreiben, das er an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung richtete, zeigt er sich ganz von den Ideen des Jahrhunderts erfüllt, er verlangt von dem neuen Herrscher — ebenso wie Mirabeau zwölf Jahre früher von dessen Vorgänger — liberale Reformen. „Der Geist der Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eignen Bestrebungen hinaus — heißt es da —; vor Ausschweifungen zu beschützen, ohne die Kräfte zu lähmen, ist die schönste Aufgabe der modernen Staatskunst.“ Mit dem stärksten Pathos wird Preßfreiheit verlangt, denn „von allem, was Fesseln scheut, vermag nichts sie weniger zu ertragen, als der Gedanke des Menschen.“ Nicht nur bei Hofe wurde es übel vermerkt, daß ein Regierungsbeamter so zum Monarchen zu sprechen sich vermaß, auch in weiteren Kreisen fand das Sendschreiben keine Billigung; sehr derb fertigt es u. a. Goethe in einem Briefe an Schiller ab.

Eine Rolle beginnt Gentz erst von dem Augenblicke an zu spielen, wo er publizistisch gegen die friedliche, dem revolutionären Frankreich geneigte Politik Preußens auftrat. Es geschah dies zuerst in dem „Historischen Journal,“ das er von 1799—1800 herausgab. Schon im Prospekt heißt es: „Das, was gewisse Schriftsteller Unparteilichkeit und Neutralität nennen, ein unwürdiges Kapituliren mit den heiligsten Grundsätzen des Rechtes,“ werde man hier ver-

gebens suchen. Die Tendenz des „Historischen Journals“ war, Preußen zu einem Bündnis mit Oesterreich und England zu veranlassen. Mit den britischen Machthabern war er schon im Jahre 1796 in Beziehung getreten. Pitt hatte ihn damals auffordern lassen, des Genfers Svernois Werk über die französische Finanzverwaltung während der Revolution, von dem er in der „Neuen Deutschen Monatschrift“ Auszüge veröffentlicht hatte, ins Deutsche zu übersetzen. Er that dies im Jahre 1797. Die Bedeutung dieses Unternehmens liegt darin, daß dem deutschen Publikum der Gegensatz zwischen den wirtschaftlichen Grundlagen Frankreichs und Englands — ganz zu Gunsten des letztern natürlich — auf Grund positiver Daten anschaulich gemacht wurde. Im „Historischen Journal“ nahm er diesen Gegenstand wieder auf, indem es sich im August 1799 über den Zustand der Finanzadministration und des Nationalreichtums in Großbritannien, im August 1800 über die französische Finanzverwaltung seit dem 18. Brumaire verbreitete. Wieder wird dem finanziellen Elend des Revolutionsstaates die stolze Kraft des konservativen Englands gegenübergestellt. „Frankreich — ruft er aus — wird wie ein kühner Spieler, je nachdem das Glück ihn begünstigt oder verläßt, zwischen unnatürlicher Opulenz und verzweifelter Armut, zwischen schwindelnder Größe und trostloser Erschlaffung, zwischen der Herrschaft über die Welt und seinem eignen Untergange schwanken. England aber wird stets der Mittelpunkt der Industrie, der Gewerbe, aller großen Verbindungen unter den Menschen und dadurch stets ein wichtiger Bundesgenosse für das wohlverstandene Interesse aller Nationen sein.“ Im Jahre 1801 gab er seinem Journal einen andern Namen und ließ es in zwanglosen Hefen erscheinen: die Richtung blieb dieselbe, ja sie trat immer entschiedener hervor, wurde immer beredter und eindringlicher verfochten. Am bedeutendsten ist der im April dieses Jahres veröffentlichte Aufsatz „Über den Ursprung und den Charakter des Krieges gegen die französische Revolution.“ Voll Freimut tadelte er die Regierungen, die anstatt eines gerechten Angriffskrieges nur immer einen elenden Verteidigungskampf geführt haben. „Die kriegsführenden Mächte schienen sich selten oder nie zu erinnern, daß der Kampf, in welchem sie schwebten, ein Kampf mit bewaffneten Meinungen war, sie sahen nur immer den Krieg und vergaßen die Revolution.“ Für das, was vor allem not that, was die erste Vorbereitung für den großen Kampf hätte sein sollen, für die politische Bildung der Völker sei nichts geschehen. „Man bestrafte den Irrtum und belehrte die Irrenden nicht, man wütete gegen die Frucht und ließ die Wurzel unberührt; man verfolgte den Buchstaben und vernachlässigte den Geist.“ Die Uneinigkeit Oesterreichs und Deutschlands wird als ein nationales Verhängnis beklagt. Damit war ein Ton angeschlagen, der fast in allen Schriften, welche Gentz bis zum Wiener Frieden schrieb, wiederkehrt. Die beiden Mächte, meint er, hätten sich in die Diktatur Deutschlands teilen sollen. Freilich hätten die kleinen Fürsten und Staaten darüber Zeter geschrien. Aber daran wäre nicht

viel gelegen. Was haben sie denn jetzt von ihrer Selbständigkeit? „Jetzt hat alles, groß und klein, für sich selbst gesorgt, gekämpft, geblutet, Tribute gezahlt, Frieden geschlossen, vom Unglück seines Nachbarn gelebt, den Gang der gemeinschaftlichen Unternehmung aus allen Kräften erschwert, den Genuß einer traurigen Herrschaft unter den Bajonetten des Feindes behauptet. Und was ist die Folge davon? Die Einzelnen verarmt, das Reich zerstückelt, die gemeinschaftliche Verfassung ihrer Auflösung nahe gebracht — welche deutsche Feder möchte dies Gemälde vollenden!“ So ruft denn Gentz die Mächte Europas auf zu einer erneuten, stärkern Verbindung. Man möge nicht an politische Einzelinteressen denken. „Das höchste politische Interesse ist doch immer noch weniger bedeutend als das Interesse einer unabhängigen Existenz.“

Wie wir sehen, sind es höchst bedeutende Antriebe, welche die schriftstellerische Thätigkeit dieses Mannes damals gab. Für den Augenblick blieben sie zwar unfruchtbar, doch haben sie zuletzt zur Befreiung Deutschlands und Europas geführt. Es kommt aber noch etwas hinzu, das die ideale Wirksamkeit derselben ungemein verstärkte. Gentz hatte gerade während der letzten neunziger Jahre die moderne ästhetische Bildung ganz in sich aufgenommen, Haym hat, wenn wir nicht irren, zuerst darauf verwiesen, wie stark die Prosaschriften Schillers — der Aufsatz über „Anmut und Würde“ (1793), namentlich aber die „Briefe über ästhetische Erziehung“ — auf Gentz einwirkten. Wilhelm von Humboldt schrieb damals an Schiller, Gentz sei der einzige Mensch in Berlin, in dem diese Briefe einen wohlverstandnen Enthusiasmus erzeugt hätten. In seinem Journal suchte er sich nun in der Form ganz der klassischen Schule anzuschließen. Nicht als schwerfälliger Reichspublizist erschien er vor dem Publikum, sondern als durchaus moderner Schriftsteller, der politische Vorwürfe auf das schöngeistige Gebiet übertrug. Von der alten, schwerfälligen, trocknen Behandlungsweise war keine Spur in seinen Aufsätzen, ebenso sehr hütete er sich vor banalem Überschwang: er strebte darnach, und es gelang ihm auch, den sprödesten Stoff in eine schöne Form zu gießen.

Daß Gentz im Jahre 1802 aus preußischen Diensten in österreichische übertrat, bildet einen rein äußerlichen Abschnitt seines Lebens. Von 1797 bis 1809 hat er unausgesetzt in demselben Sinne publizistisch gewirkt; die Flugschriften aber, die Memoiren, die Briefe dieser Periode gehören der klassischen Literatur Deutschlands an. Da ist vor allem die Denkschrift, die er 1804 dem Erzherzog Johann überreichte, die Fragmente zur Geschichte des europäischen Gleichgewichts, die er im Jahre 1805 in einer gräflichen Villa zu Hiezing schrieb, die berühmte Vorrede dazu, 1806 in Dresden verfaßt, dann eine Denkschrift, die erst Proklesch-Osten veröffentlichen konnte: „Gedanken über die Frage: Was würde das Haus Osterreich unter den jetzigen Umständen zu beschließen haben, um Deutschland auf eine dauernde Weise von fremder Gewalt zu befreien?“ Dieselbe war für Stadion bestimmt und ist gegen Ende des Jahres

1808 entstanden. Endlich gehört hierher sein Briefwechsel mit Johannes von Müller, besonders der von Prag datirte feierliche Absagebrief an den Freund, der an der großen Sache zum Verräther geworden war.

Von einer neuen Seite zeigte er sich während dieser Zeit in der „Geheimen Geschichte des Jahres 1806,“ die erst in den dreißiger Jahren in einer englischen Übersetzung bekannt wurde. Es ist das ein Geschichtswerk im Sinne der Alten, von unübertrefflicher Klarheit und vom reinsten Maß in der Darstellung.*) Von Dresden aus, wo er damals weilte, hatte er sich in den ersten Oktobertagen — wahrscheinlich auf Veranlassung seiner Regierung —, doch ohne amtlichen Auftrag, in das preussische Hauptquartier begeben. Wir verweilen hier nur bei einer Stelle dieser heute wenig gekannten Schrift: da, wo Gentz die Audienz schildert, die ihm die Königin Luise gewährte. In trüber Stimmung — schreibt er — sei er ihr entgegengegangen, er erwartete von dieser Unterredung keine Befriedigung. Aber, fährt er fort, „meine Ahnung trügte,“ denn anstatt mich bekümmert zu machen, tröstete und erleichterte mich diese Audienz, und wäre das Vertrauen nicht schon in weite Ferne entschwinden gewesen, es hätte bei dieser Veranlassung zurückkehren müssen.“ Die Königin fragte ihn, was er von diesem Kriege denke und welche Ansichten er hege. „Ich frage nicht, um Mut zu schöpfen — sagte sie —, das habe ich, Gott sei Dank, nicht nötig. Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegen, Sie mir dieselbe sicher nicht kund thun würden. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurteilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinigen übereinstimmen.“ Gentz suchte alles hervor, was sich ihm bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Das Gespräch lenkte sich dann auf den österreichischen Krieg von 1805. „Tiefen, unerlöschlichen Eindruck — schreibt er — machten auf mich die liebenswürdigen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Oesterreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen. Unter anderm erzählte sie mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo sie die Nachricht von den ersten Unglücksfällen der österreichischen Armee erfahren hatte, der Kronprinz, ihr Sohn, sich ihr zum erstenmale in Uniform gezeigt habe; als sie ihn so gesehen, habe sie gesagt: „Ich hoffe, daß du an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rock, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Gentz hatte den preussischen Staatsdienst verlassen, nicht bloß weil ihm

*) Gentz war allerdings schon 1797 und 1800 im Berliner Historischen Taschenbuche mit geschichtlichen Aufsätzen aufgetreten. Den ersten, über „Maria Stuart,“ hat Schiller als Quelle für sein Drama benutzt. Der zweite handelt über die Gefangenschaft des Johann von Balois. Uns sind beide unzugänglich geblieben. In den „Werken“ sind sie nicht mit abgedruckt.

seine Stellung zu wenig Raum für schriftstellerische Thätigkeit gewährte, sondern weil sie ihn geradezu in Konflikt mit seinen Vorgesetzten und mit den maßgebenden Kreisen brachte. Zehn Jahre war er Kriegsrat geblieben und durfte für die nächste Zukunft immer noch keine Beförderung hoffen. Dazu kam freilich, daß ihm seine Gläubiger den Aufenthalt in Berlin peinlich, ja gefährlich machten. Seine Frau hatte sich von ihm scheiden lassen, mit seinen Eltern lebte er nicht mehr in dem besten Verhältnis: selbst in der sittenlosen Hauptstadt erregte in den letzten neunziger Jahren sein Lebenswandel Anstoß. Auch dies mochte ihn bestimmt haben, durch die Vermittlung des Grafen Stadion dem Wiener Hof seine Dienste anzubieten. Denn er trug sich selbst als Vierziger immer mit heiligen Vorsätzen von Besserung und Einkehr: von einer Reise nach Weimar im Jahre 1801 kehrte er in einer wahren Zerknirschung zurück — er hatte zu der schönen Schauspielerin Amalie von Imhof, der Dichterin der „Schwestern von Lesbos,“ eine so heftige Neigung gefaßt, daß er unter Thränen gelobte, ein anderer Mensch zu werden. Auf dem alten Boden wollte ihm dies nicht gelingen, vielleicht auf einem neuen. Aber er täuschte sich: mußte er sich auch in Wien mehr Zwang auferlegen, geändert hat er sich doch erst, als er alt wurde. Und auch die Hoffnung erfüllte sich nicht, daß er in Österreich einen größern Schauplatz literarischer Wirksamkeit finden würde. Wie er dort erschien, hatte die Politik des Hofes eben eine Schwenkung vollzogen, auch hier waren die Machthaber nur auf ein friedliches Auskommen mit Frankreich bedacht. Und so fand Gentz bis 1805 nichts zu thun. Aber auch dann fiel die Entscheidung so schnell, daß seine publizistischen Dienste von keiner großen Bedeutung sein konnten. Nach dem Frieden von Preßburg mußte er gar Wien verlassen, seine Anwesenheit hätte in Paris unangenehm berührt. Erst mit dem Jahre 1808, als der Krieg aufs neue beschlossen und vorbereitet wurde, trat er wieder in den Vordergrund — diesmal freilich weniger literarisch als vielmehr gesellschaftlich, hinter den Kulissen gleichsam, wirkend. Denn er besaß die Gabe der Überredung in hohem Grade, er redete „mit Männern wie mit Frauen und mit Frauen wie mit Engeln.“ Den Wiener Frieden, für dessen Zustandekommen er selbst — schon nach der Schlacht von Wagram von der Ausichtslosigkeit eines weitem Kampfes durchdrungen — seit dem Juli gewirkt hatte, warf ihn wieder zu den politisch Toten. Das Jahr 1810 fand ihn in völliger Hoffnungslosigkeit. Der Beginn einer innigern Beziehung zu Metternich, welche in die nächsten zwei Jahre fällt, bildet dann den bedeutendsten Abschnitt in der Geschichte seines Lebens: die Ideale seiner klassischen Periode treten zurück, andre Ziele, andre Befürchtungen nehmen ihn ein. Nicht nur seine politischen Ansichten, sein ganzes Wesen erfuhr eine tiefgehende Wandlung.

